

Bernd W. Seiler

# Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

**Johann Heinrich Döll Verlag**

Kapitel 7

*Familien und Firmen:*

*Rösing – Melchers – Schellhass*

Familiengeschichten nachzugehen, also zu verfolgen, wie sich ein bestimmter Namensverband über mehrere Generationen hinweg entwickelt hat, könnte altmodisch, vielleicht sogar anrühlich wirken, es hat eine nicht sehr ehrenwerte Tradition. In früherer Zeit hat man damit Herrschaftsansprüche begründet oder wenigstens der eigenen unbedeutenden Existenz zusätzlichen Glanz zu verleihen gesucht. Später, im Zeichen des erbbiologischen Denkens, ging man eher umgekehrt vor und wollte herausfinden, was dem bedeutenden Einzelnen von seinen Ahnen jeweils zugeflossen war. Zumal Genies hat man auf diese Weise aus ihren Erbteilen regelrecht zusammengesetzt. Aber auch der Erblichkeit von Krankheiten, der Trunksucht, des Verbrechens ging man so nach und schließlich sogar den Erbeigenschaften ganzer Sippen, Völker, Rassen. Zum Schluß kam dann der Ariernachweis und mit ihm der Viertel- und Achteljude, und mit der Unschuld solcher Nachforschungen war es endgültig vorbei. So gibt es die Genealogie heute zwar noch, doch wagt sie – öffentlich jedenfalls – aus ihren Ermittlungen kaum Schlüsse zu ziehen. In öffentlicher Sicht darf der Mensch zwar von seiner Erziehung, seinem Milieu noch abhängig sein, nicht jedoch von Erbfaktoren oder gar Familieneinflüssen bis hinauf in die dritte und vierte Generation.

Indessen wird damit doch auch etwas verdrängt. Niemand, dem beim Betrachten von Familienfotos nicht arglos Ähnlichkeiten zwischen den Geschlechtern auffielen, niemand auch, der sich von seinem eigenen Herkunft hier gänzlich unabhängig fühlt. Und kennen wir nicht alle auch den Fall, daß uns eine Person allein deshalb interessiert, weil uns ihr Name einen bestimmten Vorfahren anzeigt? Um wieviel mehr aber gilt dieses Sich-Verstehen und Verstandenwerden in Familienzusammenhängen für Zeiten, wo es tatsächlich, auch sozial, das Leben des einzelnen bestimmt hat! Von Menschen des vorigen Jahrhunderts zu sprechen, *ohne* sie vor dem Hintergrund ihrer Familien zu sehen, ist einfach falsch, sie hatten diesen Hintergrund, und weil er ihr Leben selbst dort noch bestimmte, wo sie es entschieden nicht wollten, bilden Familiengeschichten früherer Zeiten immer auch

einen Baustein zur Gesamtgeschichte. Was aber das Problem möglicher Erbeinflüsse angeht, ist heute, wo man bereits in das Erbgut einzugreifen beginnt, ein Nicht-wissen-Wollen auch nicht mehr am Platz. Vielleicht wird man in Zukunft also eher mehr von diesen Dingen sprechen müssen, und wo nicht: unterhaltend ist der Blick auf das wechselnde Bild der Geschlechter allemal.

In *einem* Bereich ist die Behandlung von Familiengeschichten ja auch immer unproblematisch gewesen und bis heute geblieben, und das ist die Literatur, der Roman, dem wir die meisten unserer Vorstellungen auf diesem Gebiet deshalb auch wohl verdanken. Für den Typus der hanseatischen Kaufmannsfamilie, mit dem wir es in der Lesmona-Welt zu tun haben, fallen einem natürlich als erstes die *Buddenbrooks* ein und mit ihnen der schon im Untertitel angezeigte *Verfall* dieser Familie, also ihr am Ende des 19. Jahrhunderts eingetretener wirtschaftlicher, moralischer und zuletzt auch biologischer Untergang. Ein übertragbares Beispiel? Auf den ersten Blick scheint es, als träfe es auch auf die Lesmona-Familien voll zu. Wie Thomas Manns Familie in Lübeck haben auch sie in Bremen aus kleinen Anfängen bedeutende, zum Teil weltweit agierende Handelsfirmen aufgebaut, und genau wie dort scheint auch hier nach drei oder vier Generationen alles wieder zu Ende. Und auch seine Lieblingsidee, daß sich auf der Schwundstufe dieses Prozesses die Liebe zur Kunst, zur Musik ausgebildet habe, scheint sich an ihnen zu bestätigen, wenn man an Percys und Arthurs Musikleidenschaft oder die Kunstinteressen der ‚Goldenen Wolke‘ denkt. Ist man also wirklich in diesen Familien von Generation zu Generation sensibler und damit zugleich geschäftsunfähiger geworden, hat man hier wirklich nach und nach den Lebensmut verloren, bis daß die Firmen verfielen, das Vermögen dahinschmolz und zuletzt auch der Fortpflanzungswille erlosch?

So gern man Thomas Mann sein Modell nachgesprochen, ihm sogar wissenschaftlichen Aufschlußwert bescheinigt hat – man sollte mit ihm doch vorsichtig sein. In seinem Kern ist es ein biologisches Modell, steht jedoch als solches schon in den *Buddenbrooks* auf schwachen Füßen. Sieht man genauer hin, erkennt man nämlich, daß es stets nur die männlichen Nachkommen sind, die von der Erbschwäche befallen werden, während die Frauen überwiegend gesund sind und sich über sie die Familie auch regeneriert oder wenigstens regenerieren könnte (Tonys Tochter Erika hat auch wieder eine Tochter). Mit anderen Worten: die Abstiegswahrnehmung folgt hier demselben Muster, nach

dem auch die Stammbäume aufgestellt werden, daß nämlich allein den männlichen Linien gefolgt wird, während die weiblichen jeweils in anderen Familien verschwinden oder erbneutral aus ihnen abgezogen werden. Das ist genetisch natürlich nicht haltbar und ein Verfallsprozeß so nicht zu beweisen. Es wäre aufschlußreich zu sehen, wie oft sicherlich anders das Ergebnis aussähe, wenn man allein den weiblichen Linien folgte und die männlichen beiseite ließe. Vermutlich stellte sich dann nicht nur der Regenerationserfolg, sondern auch der gesellschaftliche Auf- oder Abstieg oft geradezu entgegengesetzt dar. Im übrigen ist ein größeres Familienabsterben zu Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland schon deshalb wenig wahrscheinlich, weil es zu dieser Zeit ein immenses Bevölkerungswachstum gegeben hat. Auch die Familie Mann ist ja – anders als die *Buddenbrooks* – keineswegs ausgestorben, und sie war auch nicht dekadent.

Der Bruch mit der Familien- und Firmentradition in der dritten oder vierten Generation bleibt darum freilich noch immer eine Tatsache. Nur läßt er sich auch anders erklären als mit Degeneration. In England, wo man ihn ebenfalls und schon früher beobachten konnte, führte man ihn schlicht auf den steigenden Wohlstand zurück und stellte lapidar fest: Die erste Generation gründet ein Geschäft, die zweite verdient das Geld und die dritte gibt es aus. Aber auch das muß nicht die ganze Wahrheit sein. So verlockend ist das Kaufmannsda-sein schließlich nicht, daß man sich eine Abkehr von ihm nicht auch aus anderen Gründen als nur aus Bequemlichkeit vorstellen könnte. Auch Thomas Mann hat mit dem Gedanken eines sozialen Abstieges gegenüber seinen Vorfahren schließlich nur kokettiert. Das ‚Gesetz‘ derartiger Abläufe, wenn es denn eines gibt, ist also schwerlich schon gefunden, und man tut gut daran, sich ohne Vorurteil solchen Erscheinungen zu nähern. Was die Orientierung an den Namenslinien angeht, müssen allerdings auch wir sie beibehalten. Es ist dies einfach das Prinzip, nach dem sich die Menschen jener Zeit selbst sozial eingeordnet haben. Die weiblichen Linien werden wir hier aber schon deshalb nicht aus den Augen verlieren, weil Magda, Bertha und Percy über sie nur verwandt sind, d.h. unsere drei Familien so nur zusammenhängen.

## Die Familie Rösing

Die längste Bremer Tradition haben in unserem Falle die Rösings, Percys Namensvorfahren also, und einer von ihnen, der 1769 geborene Hermann Rösing, ist auch gewissermaßen als der Stammvater unserer drei Linien im 19. Jahrhundert anzusprechen. Er ist zugleich der gemeinsame Urgroßvater von Magda, Bertha und Percy, einer von jeweils vieren, um dies deutlich zu sagen, während eine gemeinsame Urgroßmutter nur noch Percy und Bertha haben. Über diesen Hermann Rösing bzw. zwei seiner Töchter sind die damals von auswärts gekommenen Familien Melchers und Schellhass in Bremen erst heimisch geworden, und er hat sich auch persönlich um ihr Fortkommen verdient gemacht. Die Rösings selbst indessen waren so etwas wie niedersächsisches Urgestein. Ihr Name geht auf den frühen hannoverschen Siedlungsnamen *Rössing* zurück, in dem wiederum ein *Roß*, also die hier seit alters beheimatete Pferdezucht steckt. In Bremen seit dem 16. Jahrhundert ansässig, waren sie hier allerdings immer schon Gewerbetreibende, Kaufleute zumeist, und die Überlieferung schreibt ihnen die Kulturtat zu, die Bremer zu Beginn des 18. Jahrhunderts als erste aus England mit Blumenkohlsetzlingen versorgt und dadurch dieses Gemüse hier verbreitet zu haben. Im späteren 18. Jahrhundert produzierten sie dann hauptsächlich Rasch, einen einfachen Kleiderstoff, der so massenhaft hergestellt wurde, daß seine Weber eine eigene Zunft bildeten.

Auch Hermann Rösing nun begann als *Raschmacher*, beschritt dann aber, nachdem er zusätzlich zur Raschfabrik seines Vaters auch noch die eines Onkels geerbt hatte (mehr als Werkstätten werden dies freilich nicht gewesen sein) überraschend einen anderen Weg. *Geld-, Wechsel- und Assekuranzmakler* lautet seit 1799 seine Berufsbezeichnung, und zweifellos gelang dem Dreißigjährigen damit ein großer Schritt nach vorn. Denn diese *Mäkler* (es gab sie auch für den Korn- und Weinhandel sowie für Schiffstransporte) hatten die amtliche Aufgabe, in den von ihnen betreuten Geschäftsbereichen zwischen Anbietern und Kunden loyal zu vermitteln. Das war besonders für den traditionell unehrenwerten und deshalb verdeckt betriebenen Geldhandel wichtig, der mit der Ausdehnung der Geschäfte immer unentbehrlicher wurde. Das Amt stand deshalb auch nicht jedem offen, sondern man mußte durch den Senat förmlich dafür bestellt werden.

Wenn es allerdings heißt, es sei besonders auf Erfahrung und Vertrauenswürdigkeit angekommen, ist dies nur die halbe Wahrheit. Man

bezahlte auch, und der relativ junge Hermann Rösing soll der Familienfama zufolge nur zum Zuge gekommen sein, weil er tausend Louisdor (in solchen Fällen immer tausend) für seine Nominierung auf den Tisch legen konnte. Diese oder jede andere Summe war aber gut angelegt. In den nachfolgenden Jahrzehnten stieg der vormalige Raschmacher zu einem der einflußreichsten Finanzmakler der Hansestadt auf und war bei allen guten Geschäften mit von der Partie. So war er, als er sich mit 70 Jahren zur Ruhe setzte, nicht nur ein allgemein geachteter, sondern auch ein ziemlich vermöglicher Mann, dem dann selbst seine Enkel noch einiges zu danken hatten. Gelebt allerdings hat er noch bescheiden. In erster Ehe verheiratet mit einer Schlachterstochter (die zweite, nach ihrem Tod geschlossene Ehe währte nur kurz) bewohnte er bis zu seinem Ruhestand immer dasselbe enge Haus in der Langenstraße, zu dem als einziger Luxus eine Sommervilla in Oberneuland und die Unterhaltung einer Equipage kam.

Mit seinen Nachkommen allerdings hatte er kein Glück. Keiner seiner drei Söhne – von den Töchtern später – konnte seinen Weg fortsetzen. Der mittlere starb früh, der jüngste ging als Landwirt nach Westpreußen, der älteste aber und Percys Großvater wurde ihm zu einer Quelle lebenslangen Verdrusses. Der Ärger mit diesem 1793 geborenen Johannes Rösing begann bereits damit, daß er nicht Kaufmann werden, sondern studieren wollte und sich deshalb der ihm auferlegten Handelslehre nur äußerst widerwillig unterzog. Er war so oft krank – auf diese Weise konnte er wenigstens lesen –, daß er noch mit zwanzig nicht auf eigenen Füßen stand. Erst der Krieg gegen Napoleon, der damals losbrach, erlöste ihn aus diesem Bann. Er meldete sich als Freiwilliger und war dann bis zur Schlacht von Waterloo immer vorn mit dabei. Danach faßte er auch beruflich Tritt. Nach einer Geschäfts- und Erfahrungsreise nach Amerika und Cuba im Jahre 1816 (bei der übrigens schon die Überfahrt nach New York schlimme 70 Tage dauerte) begründete er in der Tradition seiner Vorfahren in Bremen einen Tuch- und Leinenhandel, heiratete auch (ebenfalls Leinenhandel, und zugleich die Jungfer, die ihm als heimkehrendem Befreiungskrieger beim öffentlichen Empfang den Kranz aufgesetzt hatte) und schien mit bald drei Kindern dann doch noch auf dem Weg, ein normaler Bürger und Kaufmann zu werden.

Sein Interesse an politischen Fragen allerdings war geweckt, und als nach dem demokratischen Lufthauch der Befreiungskriege die alte patriarchalische Ordnung bald wieder eingekehrt war, wurde er unru-

hig und begann sich einzumischen. Er ließ sich in den Bürgerkonvent wählen, ein dem Senat beigeordnetes Gremium, das sich der Alltagsorgen der Bürger annehmen sollte. In seinem Auftrag inspizierte er Krankenhäuser, Gefängnisse, Schulen und setzte sich überall für Verbesserungen ein. Dabei legte er sich auch mit der Kirche an, indem er die Geistlichen von den Krankenbetten verbannt sehen wollte, wo sie den Ärzten mit ihren Gebetsabhaltungen beständig im Wege waren. Vor allem aber forderte er für Bremen eine Verfassung, wie sie damals überall in Deutschland auf den Fahnen der demokratischen Bewegung stand. So war er den Senatoren bald ein Dorn im Auge, und als er sich 1832 wieder einmal zur Verfassungsfrage äußern wollte, im *Bürgerfreund*, schritt man ein und ließ seinen Artikel verbieten. Das führte zum Eklat. Johannes Rösing schrieb einen so geharnischten Protestbrief, daß man ihn wegen ‚unehrerbietiger Beschwerde‘ umgehend zu sechs Wochen Gefängnis verurteilte, und mit der Gedeihlichkeit seines Verhältnisses zur Bremer Obrigkeit war es für immer vorbei.

Denn da man ihn nunmehr erst recht nicht zu Wort kommen ließ, riskierte er weitere Unehrerbietigkeiten, für welche man ihn wiederum bestrafte, und so fort. Als er es 1835 wagte, seine Ansichten zur Verfassungsfrage ersatzweise in einer Leipziger Zeitung zum Abdruck zu bringen, schloß man ihn auch vom Bürgerkonvent aus und verbannte ihn so endgültig auf die Straße. Bei der Bremer Bevölkerung machte ihn dies natürlich um so populärer, nur nützte ihm dies nichts, da er seine Geschäfte weiterhin mit dem Kaufmannsstand machen mußte. Bei diesem aber empfahl es ihn durchaus nicht, daß man ihn als einen Vertreter der ‚Sache des Volkes‘ ansah. Seine wirtschaftliche Lage war denn auch alles andere als rosig. Immer wieder mußte sein Vater ihm finanziell unter die Arme greifen. Nur familiär nahm sein Leben damals noch einmal eine erfreulichere Wendung. Nach dem Tod seiner ersten Frau (auch von ihren drei Kindern hatten zwei nicht überlebt) heiratete er 1832 erneut und bekam auch aus dieser Ehe drei Kinder, Söhne, die alle vielversprechend heranwuchsen.

Zu einem weiteren Eklat kam es, als 1840 in Bremen ein Kontingent Soldaten für das Heer des Deutschen Bundes ausgehoben werden sollte und Johannes Rösing in Verdacht geriet, dagegen eine Revolte angezettelt zu haben. Er wurde erneut vor Gericht gestellt und wegen ‚Beförderung tumultuarischer Auftritte‘ zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Angesichts des Ausgangsvorwurfes kam das freilich fast einer Entschuldigung gleich, und so hatte man auch nichts dagegen,

daß er nach der förmlichen Anfechtung des Urteils Bremen verlassen und mit seiner Familie nach Paris übersiedeln wollte. Das feierliche Geleit, das ihm Bremer Bürger bei der Abreise bis zur Stadtgrenze gaben, wird die Obrigkeit im Gegenteil in ihrer Auffassung bestärkt haben, daß man froh sein sollte, ihn los zu sein.

Als man ihm das bestätigte Urteil – zwei Monate Gefängnis gegen ersatzweise 200 Thaler Geldstrafe – nach Paris nachsandte, war er freilich unversehens wieder da. In einer dreitägigen Postkutschen-Staffette war er direkt bis vor das Polizeipräsidium gejagt, um sich zum Haftantritt zur Stelle zu melden. Ergrimmt rechnete man ihm vor, daß ihn diese Reise teurer gekommen sei als die ganze Strafe, für die überdies sein Vater das Geld bereits hinterlegt hatte – es half doch nichts, man mußte ihn einsperren. Die Bremer Bevölkerung reagierte mit Hohn und Empörung, und wenn auch unmittelbar daraus nichts folgte, war dies doch einer der Anstoßsteine, aus denen ein paar Jahre später die Barrikaden gebaut wurden und um deren willen es auch in Bremen zur Revolution kam. Seine Justizerfahrungen aber faßte Johannes Rösing 1844 in der Kampfschrift zusammen: *Das Criminalgericht in Bremen vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung*.

Nach seiner Rückübersiedlung aus Paris, wo er sich auf die Dauer doch nicht wohlgeföhlt hatte, versuchte er sich noch einmal an einem *Wechsel- und Kommissionsgeschäft*, zu dem sich auch sein Leinenhandel schon hinentwickelt hatte. Sein Kapital war dafür jedoch von Anfang an zu gering, so daß er immer wieder selbst in Schwierigkeiten kam, wenn Kunden ihn versetzten. Auch das ehrenvolle Angebot von Bremer Demokraten, sie in der Frankfurter Paulskirche zu vertreten, konnte er deshalb nicht annehmen. Seine Hoffnung, vielleicht über den Nachlaß des Vaters noch zu etwas zu kommen, erfüllte sich dann ebenfalls nicht. Wie diesem nicht zu verdenken, hatte er nicht ihn, sondern gleich seine Enkel zu seinen Erben bestimmt, so daß er bei dessen Tod auch sein zweites Geschäft liquidieren mußte. Danach widerfuhr ihm aber immerhin noch die Genugtuung, in die Bremer Bürgerschaft gewählt zu werden, so daß er sich wenigstens politisch in seiner Vaterstadt rehabilitiert sah.

Viel daheim war er in diesen letzten Jahren allerdings nicht. Seine Frau war schwermütig und nur aufzuheitern, wenn er mit ihr – damals schon per Eisenbahn – auf Reisen ging. Sobald dann der Zug aus dem Bahnhof rollte – selbst Dritter Klasse war ihr genug, Hauptsache,

man fuhr –, lebte sie wieder auf und die Welt kam ihr wieder in Ordnung. Wahrscheinlich konnte sie also nur die Demütigungen nicht verwinden, die ihr an seiner Seite in Bremen zugefügt worden waren. Als Johannes Rösing 1862 starb, wurde er aber unter großer Anteilnahme der Bevölkerung auf dem Doventorskirchhof zu Grabe getragen.

Das also war Percys Großvater, und man versteht nun wohl besser, warum alle seine Söhne Bremen verließen und anderswo ihr Glück zu machen suchten. Hermann aus der ersten Ehe ging schon in jungen Jahren zu einer Kaffeeirma nach Rio de Janeiro, wo er beinahe zwei Jahrzehnte blieb. Johannes, der Älteste aus der zweiten Ehe, studierte Jura, folgte also insoweit dem Vater nach, und ging 1861 als Attaché an die Bremische Gesandtschaft nach Washington. Die politische Karriere, die er von dort aus machte – erst Generalkonsul des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reiches in New York, ab 1874 Vortragender Rat bei Bismarck im Reichskanzleramt und später im Innenministerium –, zeigt die Fähigkeiten an, die in dieser Linie lagen, beruhte aber auch auf der Möglichkeit zu einem gewissen Kapitaleinsatz, zu der ihn das Erbe seines Makler-Großvaters instand gesetzt hatte. Der jüngste der Söhne schließlich wurde ‚Agronom‘ in Westpreußen, wo er allerdings früh starb, und Ferdinand, Percys Vater, ging mit kaum neunzehn Jahren als Kaufmann nach London.

Sein Weg dort zeugt dann von nicht weniger Intelligenz und Tüchtigkeit als die Karriere seines Bruders. 1861 etablierten er und der aus Rio zurückgekehrte Hermann sich hier als ‚Merchant Bankers‘, d.h. sie gründeten – auch wieder mit dem Erbe des Großvaters – ein Finanzierungsunternehmen für Im- und Exporte aller Art, wobei der Kaffeimport den Schwerpunkt bildete. Das war kühn, wirklich der sprichwörtliche Sprung in die Höhle des Löwen. Denn Geschäfte dieser Art gab es in der Welthandelsmetropole London zuhauf, nicht gezählt diejenigen, die schon Konkurs gemacht hatten. Doch die *Rösing Brothers* hielten sich und kamen auf. Hermann brachte seine langjährigen Südamerika-Erfahrungen ein, Ferdinand eine zehnjährige Kaufmannspraxis vor Ort, und so war das Brüderpaar auch für die skeptischen Bremer bald ein gesuchter Anlaufpunkt. Hermann Melchers, Magdas Onkel und direkter Vetter der Rösings, war von 1862 bis 1864 hier Kommis, einige Jahre später sein Bruder Karl Eduard Teilhaber (deshalb auch das Wohlwollen beider für Percy), und auch Adolph Segnitz, der nachmalige Alleininhaber, faßte ja hier Fuß. Ebenso haben

aber natürlich die Rösings von den Bremer Verbindungen ihren Nutzen gehabt.

Im Januar 1865 heiratete Ferdinand, dreißig Jahre alt, die 21jährige Kölnerin Cornelia Bossier. Sie war die Tochter eines preußischen Appellationsgerichtsrates, die er im Jahr zuvor auf der Hochzeit seines Bruders, des Juristen, kennengelernt hatte, der ebenfalls eine solche Gerichtsratstochter zur Frau genommen hatte. Daß sie ihrem Mann nach England folgen mußte, hat ihr offenbar nichts ausgemacht. Nicht nur lebte in London eine ganze Anzahl deutscher Kaufleute – wir kommen im nächsten Kapitel darauf zurück –, sondern ihr waren solche Verhältnisse auch aus der eigenen Familie vertraut. Das Hochzeitspaar ‚Plessis‘, von dessen Besuch in Bremen Magda im Juni 1894 berichtet (ihm zu Ehren findet der Tanzabend im Hotel Hillmann statt), gehörte einem nach Amerika ausgewanderten Bossier-Zweig an, der mit den Kölnern in enger Verbindung stand. Später siedelte dann auch ihr Bruder Hermann nach England über und übernahm als Teilhaber der *Rösing Brothers* eine Filiale der Firma in Manchester.

Ferdinand Rösing war offenbar von Anfang an gewillt, in England auf Dauer Fuß zu fassen. Schon bei seiner Heirat ist er ‚naturalisierter britischer Untertan‘, hatte sich also zum frühestmöglichen Zeitpunkt, nach zehn Jahren Aufenthalt, dort einbürgern lassen. Von der Geburt des ersten Kindes an werden dann alle Familienereignisse nach englischem Brauch in der *TIMES* angezeigt und, wie aus Magdas Briefen zu erfahren, die Kinder auch strikt britisch erzogen. Das stärkste Indiz für den Bruch mit dem Bremer Herkommen ist aber, daß Ferdinand, als seine Mutter 1866 bei einem Besuch in London stirbt, diese nicht nach Bremen überführen und an der Seite ihres Mannes beisetzen läßt, sondern eine Familiengrabstätte auf dem Ladywell Cemetery erwirbt und sie hier beerdigt. Sein Halbbruder Hermann hingegen ist immer noch einmal in die Vaterstadt zurückgekehrt, stirbt dort auch 1867 und wird dort begraben. Ihre Fortsetzung findet diese Anglisierungstendenz dann in der Familie seiner Tochter Helene, ohne daß ihr allerdings, wie wir gesehen haben, auf der ganzen Linie Erfolg beschieden war.

Insofern muß es für ihn nun allerdings ziemlich bitter gewesen sein, sehen oder ahnen zu müssen, daß seine Söhne für sein erfolgreiches Unternehmen nicht die rechten Nachfolger waren. Warum ihm dies, zumal bei den Älteren, die bei seinem Tod immerhin schon über

zwanzig waren, bereits nicht mehr zweifelhaft war, kann man nur mutmaßen. War es eine mehr literarische Orientierung, wie sie sich dann an Ferdis Reiseschriftstellerei zeigt, oder eine mehr musische, wie wir sie bei Percy und Arthur sehen? Neigungen dieser Art jedenfalls waren auch ihm selbst nicht fremd. Wie aus seinem Testament hervorgeht, sammelte er Gemälde und Stiche, besonders von Kaulbach, und auch in Konzerte ging er gern. Aber auch, was die Firma angeht, scheint er sich nur so lange für sie engagiert zu haben, wie sie im Aufbau war, während er später das Feld eher den Teilhabern überließ. Vielleicht genügte also auch ihm das Kaufmannsdasein eigentlich schon nicht mehr und hatte ihn nur gereizt, weil es in England mit einer so großen Herausforderung verbunden war.

Darüber hinaus war man in dieser Familie aber auch nicht am gesündesten, abzulesen an der durchgängig frühen Sterblichkeit. Ferdinand selbst stirbt mit 52 Jahren an einem Nierenleiden, seine Frau mit 42 Jahren an Gehirnhautentzündung, und beide übernehmen die geringe Lebenserwartung offenbar schon von ihren Vorfahren. Fünf der sieben Geschwister seines Vaters kommen ebenfalls über ein mittleres Alter nicht hinaus, desgleichen vier seiner fünf eigenen Geschwister, und von den Geschwistern seiner Frau sterben alle drei so relativ jung wie sie. So wundert es nicht, daß auch die Kinder dieses Paares nicht alt werden. Bis auf Ferdi, der 63 wird, sterben sie alle schon um das vierzigste Lebensjahr. Könnten sich da gewisse konstitutionelle Schwächen nicht auch schon früher bemerkbar gemacht haben? Daß Percy mit seiner Sportlichkeit sogar besonders gesund wirkt und seinem Leben freiwillig ein Ende setzte, muß dazu kein Widerspruch sein. Wenn er wirklich, wie der Totenschein besagt, mit fortschreitendem Alter an Epilepsie litt, so deutet dies – auch angesichts der Meningitis seiner Mutter – stark auf eine Erbanlage hin, und in so belasteten Familien sind auch andere neurophysische Störungen nicht selten. So mag also wirklich eine Art buddenbrookscher Lebensschwäche in dieser Familie vorgelegen haben, eine Verbindung von Nervosität und Begabung, an der früh abzulesen war, daß eine Übernahme der Firma durch die Söhne nicht in Betracht kam.

Zugleich war aber auch der frühe Tod der Eltern für diese ein Handicap. Denn da sie in England noch nicht fest verankert waren, fehlte es ihnen von diesem Moment an hier an jedem gesellschaftlichen Rückhalt. Die Londoner Melchers-Familie, bei der Percy dann Anschluß fand, kam dafür wegen eigener Schwierigkeiten erst mit der

Zeit infrage, und der Bossier-Onkel aus Manchester konnte sich selbst dort so wenig einleben, daß er mit seiner Familie um die Jahrhundertwende zurück nach Deutschland ging. Der verwandtschaftliche Abstand zu den Bremern hingegen war bereits zu groß, als daß diese sich für sie noch hätten verantwortlich fühlen können. So standen die Jungen also im Prinzip allein da, und man geht wohl nicht fehl, wenn man hierin auch für Magda, so wenig sie davon spricht, ein ernstes Hindernis sieht. Der ihr als Frau zugewiesene soziale Raum war nun einmal die Familie, und daß Percy keine hatte, belastete sie vermutlich mehr als ihn selbst. Auch von Percys Brüdern werden ja Sorgen mit ihren ‚Frauen‘ notiert, und im Prinzip gibt es diesen Orientierungsunterschied zwischen den Geschlechtern ja sogar noch heute. Es war also nicht die gesundheitliche Schwäche allein, die den zunächst so kräftig austreibenden Londoner Rösing-Sproß dann mehr oder weniger verkümmern ließ, es war auch die Ungunst der Umstände. Auch das ihnen so verhältnismäßig früh zufallende elterliche Erbe, das sie zu einem familienorientierten Verhalten nicht mehr verpflichtete, wird man hierzu rechnen müssen.

Indessen wäre es ohnehin nicht dieser Kaufmannsproß gewesen, von dem man gesagt hätte, daß er die Lebenslinie des Demokraten Johannes Rösing fortsetzte, sondern der Sproß des anderen Sohnes, des Juristen, und wirklich treibt über ihn der schon fast abgestorbene Familienstammbaum wieder neu und kräftig aus. Die Gerichtsrats-tochter, die er 1864 heiratete, die aus einem gesunden münsterländischen Geschlecht stammende Clara von Ammon, brachte acht Kinder zur Welt, und ihnen allen – vier Söhnen, vier Töchtern – war ein langes Leben beschieden. Aus ihren Ehen gingen an die zwanzig familiengründende Enkel hervor, und diesen folgte eine noch wiederum größere Nachkommenschaft in der nächsten Generation. Und nicht wenige von ihnen haben es weit gebracht. Der älteste Sohn, wieder ein Johannes, machte sich als langjähriger Syndikus der Bremer Handelskammer einen Namen. Der zweite war jener Marineoffizier und spätere Konteradmiral Bernhard Rösing, den Magda kurzzeitig zu heiraten gedenkt, und einer seiner Söhne wiederum, Hans-Rudolf Rösing, machte sich im Zweiten Weltkrieg als U-Boot-Kommandant und zuletzt Einsatzleiter aller im Atlantik operierenden U-Flottillen einen Namen. Auch der dritte der Söhne des bismarckischen Beamten wurde ein hoher Militär, wohingegen der jüngste in Bremen in den Kaffeehandel einstieg. Mehr in die akademische Richtung führten, soweit sie hei-

rateten, die Ehen der Töchter (drei von ihnen lernt Magda im Januar 1894 in Berlin kennen), und auch sie hatten Kinder und Enkel, in denen sich das Erbe des Demokraten Johannes Rösing fortsetzte.

So zeigt uns diese Familiengeschichte den Weg eines alten hanseatischen Kaufmannsgeschlechtes in die Justiz, das Militär und die Verwaltung, so wie ihn andere in die Wissenschaft oder in die Technik gegangen sind und manche, aber eher wenige, auch in die Kunst. Der buddenbrooksche Verfall und Abstieg aber, wenn er denn diesem Geschlecht einmal gedroht hat, blieb auf den Londoner Zweig – und auch nur die männliche Nachkommenschaft – beschränkt. Und wer weiß, wie dieser Zweig sich entwickelt hätte, wenn Magda zu Percy ja gesagt hätte, so daß auch hier vielleicht ein Wort genügt hätte, den Stammbaum anders aussehen zu lassen.

### *Die Familie Melchers*

Der Finanzmakler Hermann Rösing, der nach dem Tod seiner ersten Frau mit 46 Jahren noch einmal geheiratet hatte, konnte sich auch aus dieser zweiten Ehe noch eines Kindes erfreuen, einer Tochter, die später die Brücke zu den Melchers' schlug. Als sie zwanzig war, hielt der Juniorchef von *Melchers & Co.* um sie an, und aus dieser Ehe ging als ältester Sohn Carl Theodor, Magdas Vater, hervor. Magda selbst hat von dieser Großmutter, Hermine Magdalene geheißen, ihren Namen erhalten, und sie hat sie auch gut gekannt. Für Hermann Rösing war ihre Geburt freilich eher ein schmerzliches Ereignis. Seine Frau, mit 33 Jahren für ein erstes Kind nicht mehr die Jüngste, starb zehn Tage nach der Entbindung an Kindbettfieber, und so war er nach kurzen zwei Ehejahren wieder allein. Auf das Leben des Kindes hat dies jedoch keinen Schatten geworfen, es ist ihm immer gut gegangen.

Die Melchers' (ihr Name geht auf den biblischen Namen Melchior zurück) waren noch nicht lange Bremer. Das Geschlecht stammte aus der Pfalz und war während des 30jährigen Krieges, als dort der Katholizismus mit Brachialgewalt wieder eingeführt werden sollte, nach Oldenburg ausgewandert. Erst 1796 war der erste Melchers nach Bremen gekommen, als Kaufmannslehrling, hatte hier zehn Jahre später mit einem Compagnon einen regionalen Handel für ‚Kolonialwaren‘ begründet und führte diese Firma von 1814 an unter seinem Namen allein. Während man zum Einkaufen zunächst nur allenfalls bis nach

Holland oder England fuhr, waren die Segelschiffe von *Melchers & Co.* in den 30er Jahren schon auf dem Atlantik unterwegs, hauptsächlich nach Cuba, von wo man Tabak und Zucker, Tropenhölzer und Palmprodukte heranschaffte, während man umgekehrt Werkzeuge und Leinen, aber auch Sprit und Genever nach dort verbrachte. An Helfern – auch in Übersee – mangelte es dem Firmengründer nicht. Er hatte zwölf Kinder, von denen nicht weniger als sieben ebenfalls kaufmännisch tätig wurden oder Kaufleute heirateten, so daß er über ein breites Geflecht von Familien- und Firmenbeziehungen verfügte, über das er seine Geschäfte ausweiten konnte.

Carl Melchers, sein ältester Sohn, war bereits in Amerika und Cuba gewesen, als er 1837, im Alter von 25 Jahren, in die väterliche Firma eintrat. Ein Jahr später nahm er die Rösing-Tochter zur Frau, wobei er wohl auch an ihren Vater gedacht haben wird, der ihm mit seinem Geldverstand und seinem Einfluß eine wichtige Hilfe sein konnte. Umgekehrt mußte aber auch diesem ein solcher Schwiegersohn eine wahre Labsal sein angesichts der Probleme, die er mit seinem eigenen Fleisch und Blut hatte. Bald nach der Hochzeit konnte das Paar mit seiner Hilfe ein Haus an der Contrescarpe erwerben, also am Wallgraben oder auf dem Glacis, wie man anderswo sagt, wohin ihm dann bald auch weitere Familienmitglieder folgten. 1842 baute sich Hermann Rösing selbst hier ein Haus, danach zog neben ihm eine Enkelin mit Mann ein, das Ehepaar Segnitz, so daß hier auch jener Adolph Segnitz aufwuchs, der Percys Schwester heiratete, und später folgte noch Carl Theodor Melchers, Magdas Vater. Das allerdings erlebte der alte Rösing nicht mehr, sondern sein Haus bewohnte bereits sein Enkel Hermann Schellhass mit Familie, so daß es das Elternhaus von Magdas Kusine Bertha war.

Unter Carl Melchers dehnten sich die Geschäfte von *Melchers & Co.* – er hatte immer Teilhaber – dynamisch aus. Vor allem Tabak wurde zunehmend mehr verlangt, und so holte man ihn nicht mehr nur aus Cuba und Mittelamerika, sondern auch aus Afrika und Brasilien, daneben von überall her aber auch alle anderen Produkte, die die heimische Kundschaft aus Überseeländern schätzte. Die eigene Flotte, die zeitweilig auf dreißig Schiffe angewachsen war, wurde zu dieser Zeit aber schon wieder verkleinert und allmählich ganz abgeschafft. Die aufkommende Dampfschiffahrt machte Frachtraum überall so zuverlässig verfügbar, daß es angesichts der Vielzahl der Einkaufs-

plätze rentabler war, ihn zu chartern, als beim Einkauf auf die Routen der Schiffe achten zu müssen. Carl Melchers beteiligte sich deshalb 1857 auch an der Gründung des Norddeutschen Lloyd, der solche regelmäßigen Schiffsverbindungen systematisch aufbaute. Das Geschäftsprinzip war im übrigen einfach: billig einkaufen, teuer verkaufen und die Verluste, die wegen der im voraus auszuhandelnden Preise nie ganz auszuschließen waren, durch besonnene Kalkulation so gering wie möglich zu halten. Die Erfahrung, die man in dieser Hinsicht je länger je mehr der Konkurrenz voraus hatte, war somit die eigentliche Basis des ganzen Geschäfts.

Mit steigendem Erfolg führte der mit dem Tod seines Vaters zum Hauptinhaber aufgestiegene Juniorchef zunehmend auch ein herrschaftliches Leben. Sein Haus Contrescarpe 112, 1867 als komfortable Villa neu errichtet, wurde zum regelmäßigen Treffpunkt der gehobenen Bremer Gesellschaft. An ‚Kultur‘ muß man dabei allerdings nicht denken. Hauptsächlich wurde nur stark gegessen und getrunken – Wohlstand und Völlerei waren ja weitgehend noch dasselbe. Sonntags nahm die Familie in der Ansgarii-Kirche im eigenen viersitzigen Kirchenstuhl Platz, und im Stadttheater am Wall hatte man Saison für Saison seine Loge. Aber auch sein Äußeres ließ sich Carl Melchers, wenn auch nicht ganz freiwillig, etwas kosten. Er war in jungen Jahren bei dem Versuch, seinen brandroten Schopf mit einem Wundermittel schwarz zu färben, in Amerika vollständig kahl geworden und trug seither Perücken. Damit nun aber der Eindruck auch echt war, ließ er sich nicht nur regelmäßig neue anfertigen, sondern bestellte jede Variante auch noch in drei Längen, um so auch noch Wachstum und Schnitt vortäuschen zu können. Die Wahrheit soll sich auch wirklich erst spät herumgesprochen haben.

Trotz seines herrschaftlichen Lebens hat sich Carl Melchers um die Firma aber noch selbst gekümmert – ein Einsatz, den man seinem ältesten Sohn und Nachfolger Carl Theodor, Magdas Vater, kaum mehr nachsagen kann. Der Eindruck ihrer Briefe, daß er beruflich ungebunden war, trifft in der Tat zu. Nicht nur schied er 1894, mit 55 Jahren, bei *Melchers & Co.* aus und trat in den Ruhestand, er war auch vorher dort stets nur ein ‚ornamental partner‘ gewesen, wie man das nannte, spielte also im Unterschied zu den ‚working partners‘ nur eine untergeordnete Rolle. Magdas Bruder Gustav verdächtigte ihn sogar, in seinem vornehmen Privatkontor hauptsächlich Patienten zu legen. Bei seinem Eintritt in die Firma lief dort aber auch schon alles so gut,

daß er mit irgendwelchen Aktivitäten nur Schaden anzurichten befürchten mußte, und so überließ er die Hauptentscheidungen lieber weiterhin seinem Vater oder den entsprechend zum Zuge kommenden Mitinhabern. Je länger er dies aber tat, desto unumkehrbarer entwickelte sich das Geschäft an ihm vorbei.

Da allerdings der Schein gewahrt werden mußte, trug er eine angestregte Würde zur Schau und befließigte sich in allem größter Korrektheit. Ganz wie es Thomas Mann für Thomas Buddenbrook schildert, erschien er stets sorgfältigst gekleidet und pünktlich auf die Minute im Kontor, erteilte knappe, herrische Befehle und nahm die geringsten Anzeichen von Nachlässigkeit – einen überfrankierten Brief, ein eingetrocknetes Fläschchen Tinte – zum Anlaß ellenlanger Strafpredigten. Selbst der auf Thomas Buddenbrook gemachte Witz, daß er an der Börse ‚nur noch dekorativ‘ wirke, traf offenbar auf ihn zu, ging er doch täglich zur selben Stunde akkurat mit Zylinder bedeckt dorthin, obwohl es für ihn, wie Magdas Bruder schreibt, aus Mangel an Courage eigentlich nichts zu entscheiden gab. Es ist also kein Zufall, daß das Bild seiner Brüder, das von Onkel Hermann und auch das des Onkels in London, in Magdas Briefen so viel lebendiger ausfällt. Sie hatten auch etwas Eigenes erreicht und vorzuweisen und es nicht nötig, eine solche Fassade der Untadeligkeit vor sich aufzurichten. Nur bei *einer* Gelegenheit zeigte sich der ornamentale Nebenchef von einer unvermutet lockeren Seite. Er war in seiner Jugend ein begeisterter Schlittschuhläufer gewesen und konnte, wenn der Wallgraben vor dem Haus frisch zugefroren war, diesem Anblick nicht widerstehen. Von seiner Frau ermutigt – ‚Das tu man, Charly, das ist dir gesund‘ –, arbeitete sich der große, hagere Mann dann mit Stock und wehendem Mantel so enthusiastisch über das Eis, daß alles erschreckt zur Seite stob, während man die ganze Contrescarpe hinauf tränenlachend hinter den Gardinen stand. Das wiederum hätten seine Brüder ihrem Ruf nicht anzutun gewagt.

Geheiratet hat Carl Theodor Melchers 1864 Luise Struve, eine Dresdenerin, die er vermutlich in einem Badeort kennengelernt hat. Sie kam aus jener Familie Struve, der in Dresden die berühmte Salomonis-Apotheke und die nicht weniger berühmte ‚Anstalt für Künstliche Mineralwässer‘ gehörte, die Friedrich Adolf Struve 1818 gegründet hatte. Das 19. Jahrhundert war ja die Zeit, in der jeder, der es sich leisten konnte, zu Trinkkuren in Heilbäder fuhr, und so hatte der Apotheker Struve nach jahrelangen Experimenten (an denen übrigens

sogar Goethe Anteil nahm) ein Verfahren entwickelt, mit dem sich mineralienhaltige Wasser auch künstlich herstellen ließen. Das wurde wirtschaftlich ein Riesenerfolg, so daß Anstalten, die nach dem struveschen Verfahren arbeiteten, bald auch in anderen deutschen Städten, ja sogar in England und Rußland entstanden. Theodor Fontane, der 1842 Gehilfe in Struves Apotheke wurde, betrachtete seine Anstellung bei dieser ‚Nummer eins in Deutschland, ja in der Welt‘ als das große Los. In dem Palais, das jener, der Vater Luise Struves, sich 1852 an der Prager Straße errichten ließ – ein architektonisches Kleinod, das bei Umgestaltung der Straße 1890 komplett abgetragen und an der Wiener Straße neu aufgebaut wurde –, gingen nicht nur Geschäftsleute aus aller Welt, sondern auch namhafte Wissenschaftler ein und aus. Die Struve-Tochter war also eine ausgezeichnete Partie, so daß Carl Theodor Melchers wenigstens in dieser Hinsicht seinen Brüdern etwas voraus hatte.

‚Lottchen‘ allerdings, wie sie genannt wurde, hat sich in Bremen nie wohl gefühlt. Als Sächsin war sie einfach etwas fixere Menschen gewöhnt, als sie sie hier vorfand, und da sie die Verwandtschaft dies auch fühlen ließ, war man entsprechend pikiert. So sprach sie ihren Mann gern von seinen Kontorpflichten frei und ging mit ihm auf Reisen. Im Sommer war sie für Monate mit ihm ‚im Bad‘, fuhr nach Italien, der Schweiz, Österreich, und gern besuchte sie auch ihre Eltern in Dresden, wo zumal die Kinder immer ihren Spaß hatten. Gustav Struve unterhielt auf seinem Grundstück eine Voliere mit allerlei exotischen Vögeln, besaß ein Terrarium mit Reptilien und hielt sich kurzzeitig sogar einen jungen Elefanten. (Carl Theodor Melchers, der es ihm gleich tun wollte, brachte sich 1879 aus Cuba einen Affen, einen Alligator und eine Riesenschildkröte mit, war aber weniger verständig. Er steckte die Tiere in den Keller, und sie gingen ein.) Struve unternahm mit den Enkelöhnen aber auch Fußtouren in die Sächsische Schweiz und tat überhaupt manches, was für einen Geschäftsmann seines Formats nicht typisch war. So färbte er einmal einen Teil seiner Hühner nebst Eiern rot, um austreuen zu können, es handle sich um eine neue Rasse. Im Jahre 1848 hatte er sich auch an der Revolution beteiligt und sich deshalb vorübergehend mit seiner Familie sogar nach Böhmen absetzen müssen.

Was Magda betrifft, so geht man sicherlich nicht fehl, wenn man in diesem Erbteil und Milieu mit einem Grund dafür sieht, daß sie trotz der strengen Verhältnisse in ihrem Elternhaus ein so freimütiges und

offenes Wesen annahm. In Dresden ging es lebhaft und unkompliziert zu, und es bleibt ihr dies ja auch in so guter Erinnerung, daß es selbst ihre Entscheidung für Gustav Pauli noch beeinflusst. Zu dieser Zeit waren die Großeltern freilich schon nicht mehr am Leben und ihre Nachkommen auch nicht mehr ganz so obenauf, wie es die Struves zwei Generationen hindurch gewesen waren. Da die Medizin inzwischen andere Wege ging, war mit dem Mineralwasser nicht mehr wie ehemals Geld zu verdienen, und der Großvater hatte sich um seinen Besitz auch so wenig gekümmert, daß er seinen Nachkommen längst nicht mehr das hinterließ, was er selbst einmal geerbt hatte.

In dieser Beziehung stand man in Bremen freilich anders da. Trotz seiner eher ornamentalen Rolle bezog Carl Theodor Melchers aus der Firmenkasse jährlich um die 100 000 Mark, also nach heutigem Wert gut das Zehnfache, und das war noch nicht alles, da Börsengewinne, Provisionen, Sonderausschüttungen usw. noch hinzukamen. Was das im Verhältnis zu anderen Einkommen bedeutete, mag noch einmal der Vergleich mit Gustav Pauli zeigen, der als Direktor der Bremer Kunsthalle auf kaum ein Zehntel dieser Summe kam, während im Vergleich zu ihm ein Facharbeiter nochmals zwei Drittel weniger, nämlich nur etwa 3000 Mark im Jahr verdiente. Das soll hier aber keine Anklage sein. Die Gewinne des Überseehandels beruhten ursprünglich nicht auf ‚Ausbeutung‘, sondern auf dem Wertunterschied, den die auf diese Weise bewegten Waren hier wie dort hatten. Was auf der einen Seite im Überfluß vorhanden und folglich billig war, konnte auf der anderen als Luxusgut wieder losgeschlagen werden. Die Differenz bezahlten die Wohlhabenden, denn lebensnotwendig waren jene Produkte – zumeist Genußmittel – ja nicht, und den Herkunftsländern wurde damit auch nichts Lebensnotwendiges entzogen. Erst als dieser Handel sich ausdehnte, ging er zu Lasten von Armen, d.h. vor allem der Armen in Übersee, die für den entsprechenden Nachschub zu sorgen hatten und von ihrer eigenen luxusbedürftigen Oberschicht erbarmungslos ausgebeutet wurden. Doch ließ gerade diese Entwicklung die Gewinne der Händler schrumpfen. Der Massenimport drückte den Preis, und das anfangs aufgrund eines Wissensvorsprunges enorm profitable Geschäft wurde eine ganz normale Renditesache.

Wie es um die Gewinne der frühen Jahre stand, zeigt aufschlußreich ein Kontrakt, den Carl Melchers 1873 mit seinen Söhnen schloß. Er verpflichtete sich darin, der Firma aus seinem Privatvermögen zweieinhalb Millionen Mark zur Verfügung zu stellen unter der Bedin-

gung, daß jene sich über ihr Fixum hinaus aus der Firmenkasse erst dann bedienen dürften, wenn sie selbst jeder zweieinhalb Millionen besäßen. Das hat dann aber nicht allzu lange gedauert. Carl Melchers hinterließ bei seinem Tod im Jahre 1888 sieben Millionen, und seine Söhne hatten in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg schon jeder neun Millionen, und dies selbstverständlich, ohne dabei auf irgend etwas Verzicht geleistet zu haben. Schon im Jahr nach jenem Kontrakt erwarb Carl Theodor Melchers an der Contrescarpe neben der Villa seiner Eltern zwei Häuser, von denen er eins zunächst noch vermietete, es 1890 aber mit dem anderen zusammenlegte und damit über ein Domizil von mehr als dreißig Zimmern verfügte. Magda hatte deshalb mit ihrem Kindermädchen in der obersten Etage auch praktisch eine eigene Wohnung.

In guter hanseatischer Tradition wurde aber auch viel Geld gestiftet: für den 1866 angelegten Bürgerpark, für die Ansgarii-Kirche, für die Kunsthalle, das Haus Seefahrt, das Übersee- und das Fockemuseum, für Wohltätigkeitsfonds usw., alles in allem Beträge, die sich bei den Melchers-Brüdern zusammen – mit dem größeren Anteil für Hermann – auf weit über eine Million addierten. In Vevey, wo sich Magdas Eltern wie schon zur Lesmona-Zeit auch später gern aufhielten, bezahlte Carl Theodor am Ufer des Genfer Sees – vor seinem Stammquartier, dem *Hotel du Lac* – den Ausbau eines ganzen Platzes, des *Rond-Point Melchers*, wie er dann hieß, bis man ihm im Zweiten Weltkrieg diesen Namen entzog und einen *Rond-Point Entre-Deux-Villes* aus ihm machte. Neuerdings erinnert aber wieder eine Marmortafel an den Stifter, und auch in Prospekten wird der alte Name wieder gebraucht. Ebenso sind in der Bremer Staatsbibliothek die von Hermann gestifteten *Papyri Melchers* noch ein Begriff, und auch in den Bremer Museen kann man seinen Namen noch lesen. Die im Bürgerpark zu findende *Melchers-Brücke* hingegen stiftete schon sein Vater, weshalb von den vier Relief-Köpfen rechts und links allgemein behauptet wurde, es handelte sich um ihn und seine drei Söhne.

Daß sich Hermann Melchers bei den Stiftungen so hervortat, ist kein Zufall. Nicht nur hatte er keine Familie, sondern er war auch bei den Gewinnen der bei weitem wichtigere Mann. Der Grund dafür war, daß er nach seiner Kommisszeit bei den *Rösing Brothers* 1866 in Hongkong ein Chinageschäft gegründet hatte, das den traditionellen Mittelamerika-Handel von *Melchers & Co.* bald überflügelte. China war als Handelsland lange Zeit nicht in Betracht gekommen, weil es seine

Hauptausfuhrsgüter Seide und Tee nur gegen Silber abgab und europäische Waren nicht hereinließ. Die Engländer hatten diese einseitige Handelspolitik dadurch zu unterlaufen versucht, daß sie, als ihnen wegen ihres Teeverbrauchs das Silber ausging, in Indien erzeugtes Opium nach China einschmuggelten, es dort – wortwörtlich – versilberten und ihren Tee auf diese Weise bezahlten. Da Opium in der chinesischen Oberschicht gern geraucht wurde, funktionierte das auch, hatte mit der Zeit nur die häßliche Folge, daß immer mehr Chinesen süchtig wurden und die chinesische Regierung mit den Engländern nichts mehr zu tun haben wollte. Erst nach schweren äußeren und inneren Auseinandersetzungen begann sich das Land auch für einen normalen Warenaustausch zu öffnen. Das war die Stunde von Hermann Melchers. 1861 war ein erstes Handelsabkommen zwischen China und dem historisch unbelasteten Deutschland (Preußen und dem Zollverein) zustande gekommen, und wer wie er zu diesem Zeitpunkt zur Stelle war, dem eröffnete sich hier ein schier unbegrenzter Markt.

Von Hongkong aus, wo er acht Jahre blieb, begann er damals eine Kette von Zweigniederlassungen zu gründen, die sich zunächst die Küste hinauf nach Shanghai, Tschinkiang, Tsingtau bis in das nördliche Tientsin erstreckten, dann aber auch von Shanghai aus den Yangtsekiang aufwärts ins Landesinnere bis nach Hankow und Itschang. Hauptsächlich waren es Rohprodukte und Halbfertigwaren, die man einkaufte: Häute, Borsten, Wolle, Flechtwerk, aber auch Grundstoffe für Farben und Arzneien sowie Öle und Gewürze. Zur Aufbereitung wurden Lagerplätze und Fabriken errichtet, in Hankow sogar ein eigenes Elektrizitätswerk, und für den Transport zu den Überseehäfen schuf man regelmäßige Dampfverbindungen, die dann auch dem Allgemeinverkehr zugute kamen. Um die Jahrhundertwende hatte China-Melchers mehr als viertausend Angestellte, davon einhundert Europäer, und der ausgewiesene Reingewinn lag bei jährlich einer halben Million.

Was man auf dem Gegenweg den Chinesen brachte, waren eher kleine Dinge, diese jedoch in großen Mengen, Nähadeln z.B. oder – den Erfindern des Feuerwerks! – auch Streichhölzer. Was man ihnen allerdings gleichfalls brachte, war weiterhin Opium. Einen ‚bedeutenden Umfang‘ habe dieses Geschäft zeitweilig gehabt, vermeldet in aller Unschuld die Festschrift der Firma von 1906, und sich stets als ‚lohnend‘ erwiesen. Gewiß doch, zumal es weiterhin unerlaubt war.

Aber die Chinesen waren nun einmal abhängig geworden und blieben es noch lange – also warum diesen Deal allein den Engländern überlassen? Für die Silberbilanz war der Opiumverkauf nach 1871 übrigens nicht mehr erforderlich. Zwar überstieg die Warenausfuhr aus China auch bei *Melchers & Co.* den Wert der Einfuhren um ein Mehrfaches, so daß Zuzahlungen in Silber stets notwendig waren, doch Silber war nun nicht mehr knapp. Das Deutsche Reich und nach ihm ein europäisches Land nach dem anderen gaben damals die Silberwährung auf und gingen zur Golddeckung der ausgegebenen Billigmünzen und Scheine über, so daß große Mengen von Münzsilber in den Handel zurückflossen. Die in China tätigen Kaufleute hatten deshalb eher das Problem, daß ihr zur Bezahlung zurückgelegtes Silber laufend an Wert verlor.

So glänzend das Melcherssche Familienunternehmen bei seinem Doppeljubiläum im Jahre 1906 nach außen hin dastand – 100 Jahre bremische, 40 Jahre chinesische Tradition –, nach innen sah die Lage düster, ja eigentlich schon trostlos aus. Man hatte keinen Nachfolger, einzig durch den inzwischen 65jährigen Hermann Melchers war die Familie in der Firma noch vertreten. Eigentlich hätten zu dieser Zeit längst Magdas Brüder das Ruder übernommen haben müssen, doch beide waren auf peinliche Weise ausgefallen. Carl Alfred, der ältere, hatte früh abgeschrieben werden müssen, weil etwas mit seinem Verhalten nicht stimmte, und Gustav Adolf, von dessen Hochzeit Magda in ihren Briefen berichtet, hatte 1903 seine Frau, die Firma und Bremen auf Nimmerwiedersehen verlassen. Wie es dazu kam, wird im neunten Kapitel behandelt. Hier dazu nur so viel, daß es mit einem Verfall à la Buddenbrooks nichts zu tun hatte. Die Nachkommenschaft des Firmengründers belief sich um 1900 auf etwa vierzig Urenkel (eine normale Regeneration wäre bei acht erreicht gewesen), so daß von einer Aussterbetendenz nicht die Rede sein konnte. Nur war mit dieser weitläufigen Verwandtschaft die Nachfolgefrage nicht gelöst. Die Firmen gehörten nun einmal – von den Teilhabern abgesehen – Carl Theodor und Hermann Melchers, und da die Söhne des einen ausfielen und der andere Kinder nicht hatte, war guter Rat teuer. Die Hoffnungen konnten sich hier nur auf die nächste Generation richten, und wirklich wurde der 1901 geborene Sohn des ausgestiegenen Gustav Adolf, kaum daß er aus den Windeln heraus war, von Hermann Melchers testamentarisch zum Nachfolger bestimmt, ganz wie man es in den Fürstenhäusern machte.

Daß diese Nachfolge dann auch zustande kam, war allerdings fast ein Wunder. Denn als sich während des Ersten Weltkrieges die Aussichten für das Fortbestehen des Unternehmens mehr und mehr verdüsterten, entzog Hermann Melchers seinem Großneffen diesen Auftrag wieder, enterbte ihn also, und setzte allein seine beiden Teilhaber, die nicht der Familie angehörten, als Nachfolger ein. Offenbar traute er nur ihnen noch zu, die Firma über das Kriegsende hinweg am Leben zu erhalten, bzw. er fürchtete, der Vater des noch nicht geschäftsfähigen Großneffen würde als gesetzlicher Vertreter des Sohnes der Firma nur Kapital entziehen und sie damit erst recht in Schwierigkeiten bringen.

Und in der Tat schien nach dem Krieg – Hermann Melchers war im letzten Kriegsjahr verstorben – eine Weiterführung der Geschäfte kaum mehr möglich. Der gesamte deutsche Auslandsbesitz wurde von den Engländern und Franzosen enteignet – die Anlagen von *Melchers & Co.* in China hatten einen Schätzwert von immerhin 18 Millionen Goldmark –, und das heimische Vermögen verflüchtigte sich weitgehend in der Inflation. Magdas Vater, der dies noch miterleben mußte – die Mutter war 1921 gestorben –, nahm sich deshalb im März 1923, im Alter von 84 Jahren, das Leben. Er hatte sein Geld überwiegend in Bankwerten angelegt, so daß sich von seinen Vorkriegsmillionen nur wenige Prozent erhielten. Gewieftere Eigentümer hingegen wußten durch Aktienerwerb, Firmeneinlagen, Grundstückskäufe usw. die Hälfte oder gar zwei Drittel ihrer Vermögen über die Inflation hinwegzubringen. Die Häuser an der Contrescarpe waren demnach fast das einzige, was ihm blieb, und sie mußten nach seinem Tod verkauft werden. In Magdas Elternhaus zog eine Vertriebsgesellschaft für Gaskoks ein, und das Haus der Großeltern übernahm die Bremer Senatsverwaltung. Für Magda und Gustav Pauli reichte der Erlös dann aber wenigstens noch aus, sich das Haus in der Hamburger Hagedornstraße kaufen zu können.

Nach 1923 konnte sich das Ostasiengeschäft von *Melchers & Co.* – wenn auch nur dieser Geschäftszweig – dann aber doch rasch wieder erholen. Die Teilhaber, die ihre Verbindungen nicht hatten abreißen lassen, erhielten die von den Chinesen beschlagnahmte Niederlassung in Hankow zurück und bauten von dort aus das alte Handelsnetz neu auf. 1926 trat der als Erbe schon ausgeschiedene Carl Gerhard Melchers in die Firma ein, ging jung verheiratet (mit Clara Predöhl, einer Tochter jenes Hamburger Bürgermeisters, den wir im Zusammenhang

mit Liselotte Paulis Schulzeit im ‚Lyceum Predöhl‘ schon erwähnt haben) als Geschäftsführer nach Hongkong und hatte die Genugtuung, im Laufe des nächsten Jahrzehnts den Umsatz wieder auf einen Stand kommen zu sehen, der dem von 1914 entsprach. Da brach der Zweite Weltkrieg aus, und es ging ein weiteres Mal bergab und wieder alles zu Ende. Die chinesischen Niederlassungen wurden eingezogen, in Bremen stand auch nichts mehr, und der mit Frau und drei Kindern nach Deutschland zurückkehrende Familiennachfolger mußte froh sein, daß er und die Seinen wenigstens persönlich heil davongekommen waren.

Nichts jedoch ist unverwüstlicher als eine gewachsene Tradition. 1952 eröffnete das Bremer Stammhaus erneut eine Niederlassung in Hongkong, dann weitere in Malaysia, am Arabischen Golf und in Japan, und schließlich, 1979, faßte *Melchers & Co.* auch wieder in China Fuß. Denn auch die Volksrepublik wollte handeln – warum also nicht mit Leuten, auf die Verlaß gewesen war? Zwar sind die Waren, die heute aus Fernost herangebracht werden, nicht mehr dieselben wie ehemals – viel Technik und Elektronik ist darunter, auch Textilien und Schmuck, Perlen und Edelsteine –, aber sie kommen noch immer per Schiff in Bremen an oder kommen per Schiff nach Rotterdam oder Hamburg, und noch immer trägt ein Melchers die Firma mit, einer aus der nächsten Generation, so daß die zeitweilige Lücke in der Familiennachfolge schon vergessen ist. In seinen Kontorräumen aber, nur wenige Gehminuten von der Stelle entfernt, wo seine Vorfahren gesessen hatten, blickt von der Wand Carl Melchers auf die Besucher herunter, der Ur-Ur-Großvater mit der untadeligen Frisur, und hätte wohl noch nicht einmal Mühe zu folgen, wenn hier darüber gesprochen wird, daß diese oder jene Lieferung nach Hongkong morgen heraus müsse oder nächste Woche im Überseehafen etwas aus Shanghai oder Colombo zu erwarten sei. Der Vorzug der modernen gegenüber der alten Zeit, sagt bei Fontane einmal der alte Stechlin, liege darin, daß die Menschen heute nicht mehr durch ihre Geburt auf einen bestimmten Platz gestellt würden, sondern die Freiheit hätten, sich für jeden Weg und auch einen anderen als den ihrer Vorfahren zu entscheiden. Das ist gewißlich wahr, und niemand wird etwas anderes wünschen. Aber es muß an der Unruhe liegen, die das in unsere Verhältnisse hineingetragen hat: daß es dann doch auch wieder ganz schön ist, wenn wir inmitten des gewöhnlichen Wechsels und Wandels einmal auf ein solches Moment der Dauer treffen.

## *Die Familie Schellhass*

Es gibt noch eine dritte Familie, die – unauffälliger zwar, aber nicht weniger interessant – in den Lesmona-Kreis hineingehört, und das ist Berthas Elternhaus und Verwandtschaft, die Familie Schellhass. Auch in diesem Falle geht die Anbindung auf den Finanzmakler Hermann Rösing zurück, da die Frau, die er 1815 in zweiter Ehe heiratete und die dann bei der Geburt von Magdas Großmutter starb, eine geborene Schellhass war. Sie war die Tochter eines Eisenachers, der seit 1773 in Bremen eine *Tabacks- und Zuckerfabrik* betrieb. Was diesen Thüringer nach Bremen gezogen hat, liegt im Dunkeln. Er entstammte einer sächsisch-coburgischen Beamtenfamilie und war anscheinend der erste aus seiner Sippe, der Geschäftsmann wurde und die Heimatregion verließ. Zwei Jahre nach der Firmengründung heiratete er zunächst eine Bremerin, die jedoch früh starb, und danach eine Pfarrerstochter aus der Gegend von Eisenach, die dann die Mutter der Rösing-Gattin wurde. Die mitteldeutsche Herkunft dieser Familie zeigt übrigens auch ihr regionstypischer Name an, in dem ein ‚schelliger‘, d.h. schallempfindlicher Hase steckt, sprich: ein Hasenfuß.

Aus der Ehe, die Hermann Rösing mit der Schellhass-Tochter schloß, entwickelte sich zwei Jahre später noch eine zweite Verbindung zwischen diesen Familien, über die das Rösing-Erbe dann auch in die Schellhass-Linie einging. Friedrich Schellhass, Bruder der Rösing-Gattin, ehelichte im Gegenzug 1817 eine von Rösings Töchtern (aus erster Ehe) und wurde damit, nachdem er bereits sein Schwager war, auch noch sein Schwiegersohn. Und nicht genug damit, heiratete er, nachdem diese erste Frau (mit dem wendischen Namen Wobeta) nach elf Ehejahren starb, anschließend auch noch ihre jüngere Schwester Elise. So setzte sich das Rösing-Erbe also gleich zweifach in seiner Linie fort: in drei Kindern der ersten und vier Kindern der zweiten Ehe. Da Ehen wie diese nach kanonischem Recht als Ehen unter Blutsverwandten galten, bedurften sie damals übrigens noch eines kirchlichen Dispenses. Der war aber anscheinend nicht schwer zu erhalten. Immerhin benötigte ihn Friedrich Schellhass ja für beide Ehen und für die zweite sogar in doppelter Hinsicht, da Elise sowohl seine Schwägerin als auch – als Stieftochter seiner verstorbenen Schwester – bereits seine Nichte war. Nicht erteilt worden wäre ihm dieser Dispens aber sicherlich dann, wenn die Ehe mit Wobeta nicht durch den Tod, sondern durch Scheidung aufgelöst worden wäre.

Friedrich Schellhass, der Schwager und Doppelschwiegersohn von Hermann Rösing, betrieb die Tabaks- und Zuckerfabrik, die *E. F. Schellhass & Söhne*, schon zum Zeitpunkt seiner ersten Heirat nur noch mit seinem Bruder, da der Firmengründer bereits 1808 verstorben war. Die merkwürdige Gemischtheit des Unternehmens erklärt sich natürlich daraus, daß Zuckerrohr und Tabak aus denselben Ländern importiert wurden und damit auch ihre Weiterverarbeitung oft in einer Hand lag. Als im frühen 19. Jahrhundert Zucker zunehmend aus Rüben gewonnen wurde, verwandelten sich diese Unternehmen deshalb auch meistens in reine Tabakfabriken. Die Brüder Schellhass spezialisierten sich dabei auf ihre seit 1790 hergestellten *Rauchrollen*, sprich Zigarren, die von Südamerika her über Spanien in Europa Eingang gefunden hatten. Zumal in Bremen und Hamburg, den Hauptimporthäfen für Tabak, entwickelte sich das Zigarrenmachen im 19. Jahrhundert zu einem florierenden Gewerbe, was diesen Städten noch bis fast in unsere Zeit hinein einen erstklassigen Ruf auf diesem Gebiet eingetragen hat. Wegen der Professionalität der Zigarrenmacher stiegen hier die Lohnkosten allerdings schon damals so an, daß viele Unternehmen ihre Produktion ins Hinterland, nach Sachsen-Anhalt und Thüringen, verlegten und in den Hansestädten nur noch Prestigebetriebe unterhielten. Auch die Firma Schellhass besaß um die Jahrhundertmitte zusätzlich zu dem Stammwerk in Bremen-Hemelingen weitere vier Fabriken im Harzer und Thüringer Raum.

Die lange Beamten- und Bildungstradition, die die Schellhass-Familie hatte, lebte dann aber auch in der Bremer Linie wiederum auf. Schon Carl Emanuel Schellhass, der Bruder und Teilhaber Friedrichs, machte weniger als Geschäftsmann denn als Numismatiker von sich reden, verdankt ihm doch Bremen eine der vollständigsten Münzsammlungen, die es von deutschen Städten mit Münzhoheit gibt. Sein Sohn wurde dann Richter am Bremer Landgericht (studiert hatte er zusammen mit seinem Vetter Johannes Rösing, dem Diplomaten, mit dem er gleichaltrig in Bremen aufgewachsen war), und dessen Sohn wiederum machte sich als Historiker am Preußischen Historischen Institut in Rom einen Namen. Es ist jener Vetter von Bertha, über den Magda bei ihrem Rombesuch im Frühjahr 1894 die etwas zwiespältige Mitteilung macht, er sei „ganz besonders nett, aber sehr taub“. So gingen als Folge dieser Orientierung die Schellhassschen Tabakfabriken allein auf die Nachkommen von Friedrich Schellhass über, und

hier zunächst auf dessen in erster Ehe geborenen Sohn Hermann, den Vater von Bertha.

Dieser Hermann Schellhass war um einiges älter als Magdas Vater, nämlich bereits 1825 (jener 1839) geboren, aber da er erst mit 35 Jahren und dann eine 18jährige geheiratet hatte, kamen Magda und Bertha im selben Jahr zur Welt. Daß sich zwischen ihnen eine so enge Freundschaft entwickelte, hatte aber noch zusätzliche Gründe. Beide Mädchen waren Nachzügler (wie Magda hatte auch Bertha erheblich ältere Brüder), beider Mütter stammten aus Mitteldeutschland (Hermann Schellhass hatte sich wie sein Großvater für eine Eisenacherin, die Tochter eines Bierbrauers, entschieden), und beider Elternhäuser standen an der Contrescarpe praktisch nebeneinander (das Schellhasssche Haus war das des verstorbenen Hermann Rösing). So wuchsen sie, obwohl nur Halbkusinen, fast wie Zwillingsschwestern miteinander auf. Bertha bekam dann mit großem Abstand allerdings noch eine wirkliche Schwester, die 1887 geborene Marie, die mithin auf die Welt kam, als ihr Vater schon 61 und die Mutter 45 Jahre alt war. Damit verschoben sich die Generationen hier endgültig verwirrend gegeneinander, war doch diese Schellhass-Tochter 26 Jahre jünger als der älteste Schellhass-Sohn. Genau wie Bertha, von der im neunten Kapitel noch ausführlicher die Rede sein wird, ist freilich auch diese Schwester nicht alt geworden. Sie heiratete noch (einen Rechtsanwalt) und brachte drei Kinder zur Welt, starb dann aber als junge Mutter zu Ende des Ersten Weltkrieges an einer Lungeninfektion.

Die Lebensverhältnisse im Hause Schellhass waren denen in Magdas Elternhaus sehr ähnlich. Das Haus Contrescarpe 116 (Ecke Georgstraße, der heutigen Bürgermeister-Smidt-Straße), das um 1890 praktisch noch einmal neu errichtet worden war, war nur womöglich noch komfortabler als das Melcherssche Doppelhaus. In seinem ‚Saal‘ konnte in den 20er Jahren sogar eine Tanzschule ihren Unterricht abhalten. Hermann Schellhass nutzte es aber auch amtlich. Wie alle Kaufleute, die es zu etwas gebracht hatten, war er gleichzeitig Konsul, *Türkischer Konsul*, wie das ovale Schild über seiner Eingangstür verkündete. Überhaupt war der Konsultitel so ziemlich der einzige Titel, den man in Bremen wirklich führte, auch Magdas Vater hielt sich auf seinen *Spanischen Konsul* etwas zugute. Ferner besaß die Familie in der Lesumer Gegend ein Sommerhaus, die *Villa Hohe Eichen*, die allerdings nicht vorn am Fluß, sondern landeinwärts am Abzweig der Straße nach Leuchtenburg lag. Und es gehörte ihr noch ein Landgut in Meck-

lenburg, das Gut Danneborth bei Gerdshagen, halb auf dem Weg zwischen Wismar und Rostock gelegen. Dort war auch Magda in ihrer Jugend wiederholt zu Besuch, und nicht nur in ihrer Jugend, auch als Siebzijährige hat sie sich hier noch einmal für längere Zeit aufgehalten. Damals gehörte das Gut dem dritten und letzten noch lebenden Schellhass-Sohn Ernst, der ihr vor den Bombenangriffen auf Hamburg hier Zuflucht geboten hatte. Bomben fielen auf Danneborth auch wirklich nicht – das Gut steht im Unterschied zu den Bremer Häusern noch heute –, nur erlebte sie dafür hier den Einmarsch der Roten Armee und mit ihm alle Schreck- und Wirrnisse der ersten Besatzungszeit.

Von den drei Söhnen von Hermann Schellhass, alle in den 60er Jahren geboren, wurde wie üblich der älteste, wiederum Friedrich geheißen, zum Nachfolger in der Firma bestimmt. Nach Abschluß der Handelsschule und einer Ausbildung zum Tabakkaufmann, die ihn nach London, Havanna und Baltimore führte, war er zunächst für seinen Vater als Einkäufer tätig, bis er diesen in den 90er Jahren auch in der Firma ablöste. Doch während der Vater sich noch wirklich mit Leib und Seele für sein Unternehmen eingesetzt hatte, drangen bei diesem Sohn wieder mehr die geistigen Interessen durch. Schon in jungen Jahren hatte er sich Kenntnisse in der Motorschiffahrt und der Hochseefischerei erworben und wurde auf diesen Gebieten zu einem wirklichen Fachmann. Er führte das baumlose Schleppnetz in die deutsche Hochseefischerei ein, entwickelte Motorwinden für die Netzbergung und entdeckte für die Fischereiköder als Konservierungsmittel das Formalin. Seine Zigarrenfabriken überließ er dagegen mehr oder weniger ihrem Schicksal und hat z.B. den Schritt in die Zigarettenproduktion, den damals alle größeren Tabakwerke einleiteten, gar nicht erst versucht. 1911 verwandelte er das Unternehmen in eine GmbH. und übergab es einem Geschäftsführer, der es mit dem Ruf der damals ältesten noch bestehenden deutschen Zigarrenfabrik bis 1936 am Leben erhielt. Dann jedoch fand sich kein Nachfolger mehr, und die Firma wurde stillgelegt. Friedrich Schellhass selbst lebte bis zu seinem Tod im Jahre 1924 zurückgezogen in Norwegen, wandte sich hier aber noch intensiv einer neuen Aufgabe zu, der Einführung des Gemüseanbaues in diesem Land. Dabei allerdings waren ihm nur noch geringe Erfolge beschieden.

Daß er an der Fortführung der Tabakfabriken so wenig Interesse hatte, lag freilich auch daran, daß seine Ehe kinderlos geblieben war und auch andere Nachfolger nicht in Sicht waren. Denn auch sein

Bruder Ernst hatte keine Kinder, oder er hätte sie – wenn denn – mit einem Unternehmen ausstatten können, das dem ererbten Familienbetrieb bei weitem vorzuziehen war. Er hatte in die Familie Druckenmüller, Stahlbau, eingeheiratet und führte hier eine Firma für Brücken- und Eisenkonstruktionen, die *Schellhass & Druckenmüller* Berlin, die auf ihrem Gebiet nachgerade eine Weltfirma war. Auch ihm blieb jedoch, als er sich zur Ruhe setzte, nur der Verkauf (in diesem Falle an Krupp), was auch insofern unglücklich war, als es ein Jahr vor der Inflation geschah und sich der Ertrag damit weitgehend in Luft auflöste. Immerhin verblieb Ernst Schellhass das Gut Danneborth, wo er bis 1945 mit seiner Frau bequem leben konnte. Nur das Ende war bitter, für ihn 1946, für sie 1950, da sie, von der sowjetischen Besatzungsmacht als ‚Großgrundbesitzer‘ enteignet, auch noch erleben mußten, wie sich ihre ganze Existenzform historisch infrage stellte.

Eine andere Wendung hätte das Familienschicksal nur durch den dritten – mittleren – Sohn Hermann nehmen können, zu dem die Eltern auch ein besonders enges Verhältnis hatten. Er besuchte als einziger in Bremen das Gymnasium und sollte nach einem landwirtschaftlichen Studium das väterliche Gut übernehmen, für das zunächst ein Verwalter bestellt worden war. Dies geschah dann auch, und alles schien den gewünschten Verlauf zu nehmen. Doch dann wollte Hermann Schellhass eine Frau heiraten, die seine Eltern ablehnten, und mit dem guten Einvernehmen war es vorbei. Es kam zu einem jener Familienzerwürfnisse, von denen man zwar immer munkeln hört, die aber doch nur selten genauer dokumentiert sind. In diesem Falle gibt es ein Dokument, und weil es auf die Heiratsverhältnisse jener Zeit nochmals ein bezeichnendes Licht wirft, wollen wir an ihm auch nicht vorbeigehen.

Es ist am 20. Juli 1893, daß Magda an Bertha schreibt: „Natürlich finde ich es ganz richtig, daß Du zu Deinem Bruder und zu der armen Frau hältst. Wie hart ist Dein Vater, und wie schwer ist es für Dich, dazwischen zu stehen!“ Was Bertha ihr damals mitgeteilt hat, erfährt man nicht, aber der Hintergrund war, daß Hermann Schellhass zwei Jahre zuvor, mit 28 Jahren, eine Mecklenburgerin geheiratet hatte, deren Mittellosigkeit seine Eltern zu anhaltendem Widerstand gegen diese Verbindung veranlaßt hatte. Sie hieß Anna Paris (mit langem a und kurzem i) und war die Tochter eines Försters aus Drewitz am Altschweriner See, also just von der Stelle, wo sich nachmals Erich Honecker einen Landsitz einzurichten geruhte. Wie man verdrießlich

registrierte, hatte sie außer einem Schrank voll Wäsche und einem Satz Porzellan in die Ehe nichts einzubringen, und so tat man alles, ihm diese Verbindung wieder auszureden. Hermann jedoch blieb bei seinem Vorsatz, wobei ihm, wie es der Zufall wollte, als schicksalhafter Fingerzeig zu Hilfe kam, daß Anna und er auf den Tag gleich alt waren, also denselben Geburtstag hatten.

Als zu erkennen war, daß er nicht nachgeben würde, versuchten die Eltern als letztes wenigstens einen Vermögensabfluß an die Frau zu verhindern und setzten einen Ehekontrakt auf, mit dem jeder Erbananspruch ihrerseits – gegen ihn, seine Familie, seine (also auch ihre) Kinder usw. – unterbunden werden sollte. In sechs Paragraphen wurden alle denkbaren Fälle aufgeführt, unter denen sie in den Genuß Schellhassscher Vermögenswerte hätte gelangen können, und von ihr ein förmlicher Verzicht darauf sowie auf Rechtseinwände dagegen verlangt. Als Gegenleistung, damit sie beim Tod ihres Mannes nicht mittellos dastünde, wurde ihr eine jährliche persönliche Rente von 3000 Mark zugesichert, zu zahlen bis an ihr Lebensende, es sei denn, daß sie „den Wittwenstuhl verrücken sollte“. Selbst die Zahlungsmodalitäten – vierteljährlich im voraus – waren festgelegt und die Zahlungen zusätzlich durch das Eigentum von Vater Schellhass verbürgt, falls sich das Erbteil des Sohnes (er war ja nur ein Kind von fünf) als nicht ausreichend erweisen sollte.

Nun waren jährlich dreitausend Mark nicht gerade wenig, aber angesichts des Vermögens der Familie doch nicht mehr als ein Butterbrot, und so unterschrieb die Försterstochter auf Anraten ihres Bräutigams nicht. Dies wurde allerdings erst offenbar, als die Eltern, denen Zustimmung signalisiert worden war, die Verlobung schon bekanntgegeben hatten, so daß sie ohne Gesichtsverlust nicht mehr zurück konnten. „Anna Paris und der Vater Förster Paris“, steht in zornigen Schriftzügen auf dem Umschlag, in dem der nichtunterschiedene Kontrakt von der Familie aufbewahrt wird, „hatten das Versprechen der Unterschreibung an Consul Hermann Schellhass vor der Veröffentlichung der Verlobung fest gegeben, aber ihr Wort gebrochen“. Schon der Hochzeit scheint deshalb seine gesamte Familie ferngeblieben zu sein (Trauzeugen waren der Vater und ein Onkel der Braut), und die weitere Entwicklung wird zur Genüge durch Magdas Worte erhellt, daß Bertha es schwer habe, zwischen dem ‚harten Vater‘ und der ‚armen Frau‘ zu vermitteln. Da Hermann Schellhass weiterhin

Verwalter auf Danneborth war, waren Auseinandersetzungen mit der Familie auch unvermeidlich.

Indessen geschah nun etwas, was sich wie eine billige Kino-Geschichte anhört, aber eben manchmal so geht, daß nämlich Anna, die Försterstochter, ein Kind nach dem anderen zur Welt brachte, während bei den Brüdern überhaupt nichts in dieser Richtung in Sicht war, und so der Groll der düpierten Eltern langsam dahinschmolz. Fünf Kinder in nur sieben Ehejahren sind es gewesen, lauter stramme Schellhass-Enkel, und über die Gefahr, daß das Familienvermögen in die Paris-Sippe abfließen könnte, brauchte nicht mehr gesprochen zu werden. Als das vierte Kind unterwegs war, war der Bann gebrochen, und Hermann erhielt im Vorgriff auf sein Erbe ein eigenes Gut – Augustenhof – in der Nähe von Schwerin, damit er und seine Frau erst einmal Abstand gewinnen konnten. Als sich herausstellte, daß es nicht rentabel zu bewirtschaften war, tat Konsul Schellhass ein weiteres und überstellte jeden Monat einen so großzügigen Scheck, daß die Familie auch ohne Einkünfte gut leben konnte. Selbst als für Hermann bald darauf wegen einer Kehlkopfempfindlichkeit eine Übersiedlung nach Süddeutschland geraten erschien, war das deshalb kein Problem. Man verkaufte das Gut und ließ sich in Heidelberg nieder, wo man sich fortan einer gleichsam andauernden Sommerfrische erfreute.

Doch Müßiggang war auch hier des sprichwörtlichen Lasters Anfang. Eine andere Frau tauchte auf, ebenfalls einfacher Herkunft, nur acht Jahre jünger als seine Anna, und Hermann ließ sich bei seiner Familie kaum mehr sehen. Das rief erneut seine Eltern – diesmal *für* die Schwiegertochter – auf den Plan, und man bedrohte nun ihn mit Geldentzug. Falls die Ehe durch seine Schuld geschieden werden sollte, so der Letzte Wille des 1901 verstorbenen Vaters, sei er zu enterben, und ebenso entschied drei Jahre später die Mutter. Da freilich lebte Anna mit ihren Kindern schon bei ihr in Bremen, da sich Hermann mit seiner Heidelbergerin nach Berlin abgesetzt hatte.

Bis dahin hatte die Mutter den definitiven Bruch allerdings immer noch verhindern können, doch nach ihrem Tod nun meinte Anna reinen Tisch machen zu müssen und reichte die Scheidung ein. Was sie nicht vorhersah: sie schnitt sich damit ins eigene Fleisch. Zwar bekam Hermann nun tatsächlich nur den Pflichtteil und war ihr und den Kindern auch noch unterhaltspflichtig, doch sie ihrerseits kam an die andere Hälfte auch nicht heran, da festgelegt war, daß diese erst

nach seinem Tod (damit er möglichst lange zu bluten hatte) an sie und die Kinder auszuzahlen sei. Der Unterhalt, den er ihr leistete, fiel entsprechend aus, und mit ihrem Wohlleben war es vorbei. Besonders, nachdem er 1908 die Heidelbergerin auch noch geheiratet hatte (in London, warum dort, dazu mehr im nächsten Kapitel), sah er ihre und die Begünstigung der Kinder nicht mehr ein. Er sperrte sich auch dagegen, daß ihnen schon vor seinem Tod von jenem anderen Teil etwas zugute kam, wie er es hätte genehmigen können und man es ihm in mehreren anwaltlichen Vorstößen auch abzuhandeln suchte. So war, als er 1924 starb, das Desaster perfekt: das von seinen Brüdern verwaltete und lediglich in Bankwerten angelegte Vermögen war vollständig der Inflation zum Opfer gefallen.

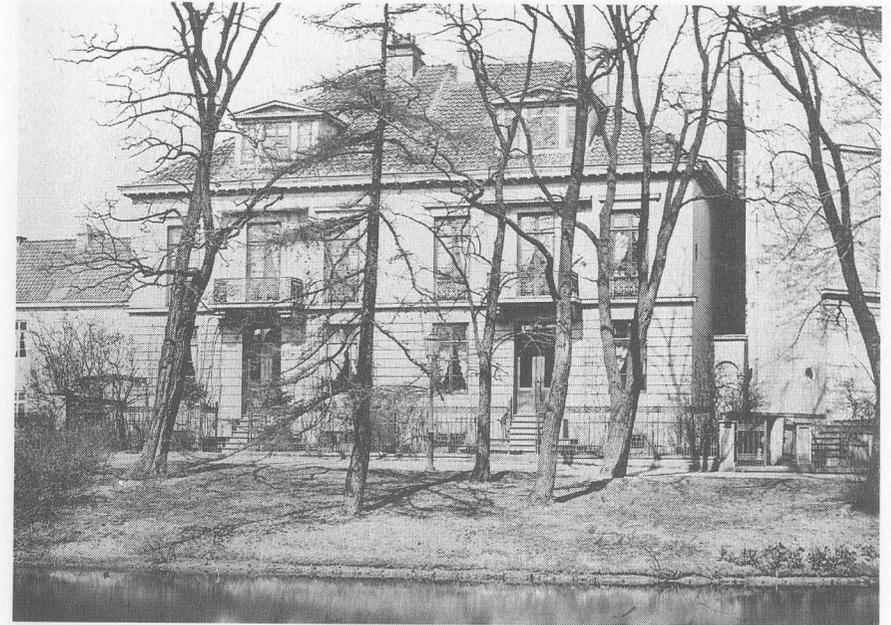
Seine Frau, die Försterstochter, lebte zuletzt in sehr bescheidenen Verhältnissen in Schwerin und starb dort 1930. Von ihren fünf Kindern waren ihr drei schon vorausgegangen, ein Sohn noch vor dem ersten Weltkrieg, ein zweiter während des Krieges (wahrscheinlich gefallen) und die jüngste Tochter, die behindert war, dann bei ihr in Schwerin. Nur ein Sohn und eine Tochter waren noch übrig, verheiratet beide, aber ohne Kontakt zu dem anderen, wohlhabenderen Zweig der Familie, also Onkel Ernst Schellhass auf Danneborth und den drei Kindern von Berthas Schwester, deren sich dieser nach ihrem frühen Tod angenommen hatte. An ein gedeihliches Verhältnis war hier aber auch nicht mehr zu denken. Daß ihre Mutter einst von der Familie nur widerstrebend akzeptiert und ihr Vater später aus dieser ausgebrochen war, wirkte nach, und Erbstreitigkeiten, zu denen es wegen der in der Inflation verloren gegangenen Vermögensteile kam (d.h. wegen der Forderung an den Onkel, sie gegen die ihm an anderer Stelle erhalten gebliebenen Werte zu verrechnen), vergifteten die Beziehungen vollends. Heute wissen die Nachkommen dieser Linien nicht einmal mehr voneinander, denn auch ihre Namen haben, wegen der weiblichen Generationenfolge, nichts mehr miteinander zu tun.

Insgesamt ist es der in Bremen begründeten Schellhass-Linie demnach am wenigsten gelungen, eine bestimmte Tradition aufzubauen oder an ihr festzuhalten, und sie hat sich auch nicht wie die anderen regeneriert. Ein Zufall? Oder hat es etwas mit dem Heraustreten aus ihrer nicht-kaufmännischen Thüringer Tradition zu tun? Oder lag es an ihrem anderen, mit der hanseatischen Umgebung nicht übereinstimmenden Temperament? Denn tüchtig und klug sind sie unbedingt gewesen, diese Schellhass', in dieser Hinsicht hat sich das Rösingsche

Erbe, soweit es daran beteiligt war, auch in ihnen bewährt. Doch auch mit einer gewissen konstitutionellen Schwäche scheinen sie von dort her belastet gewesen zu sein. Es wäre reizvoll zu untersuchen, ob die Entwicklung des in Thüringen verbliebenen Stammes anders verlaufen ist oder ob auch dort eine solche Zersplitterung und Ausdünnung der Nachkommenschaft eingetreten ist. Denn dies muß nun doch eingestanden werden: daß auch die Neigungsehe mit der Försterstochter zu einem neuen Aufblühen des Stammes nicht geführt hat. Uns hätte das gut gepaßt. Aber ganz so einfach, scheint es, liegen die Dinge eben auch wieder nicht.



(25) Der Firmengründer Carl Melchers im Kreis seiner Familie (um 1847)  
 hinten von links: Schwiegersohn August Bechtel, die Söhne Heinrich  
 und Gustav, Schwiegersohn Karl Focke, Schwiegertochter Hermine (geb.  
 Rösing) und Sohn Carl, Schwiegersohn Heinrich Finke, Sohn Georg;  
 vorn von links: Tochter Sophie (verh. Bechtel), Frau Gredel Melchers,  
 Nichte Michaelsen, Carl Melchers, Tochter Emilie (verh. Finke),  
 Tochter Minna.



Das Original war für eine Abbildung  
 hier nicht mehr verfügbar.

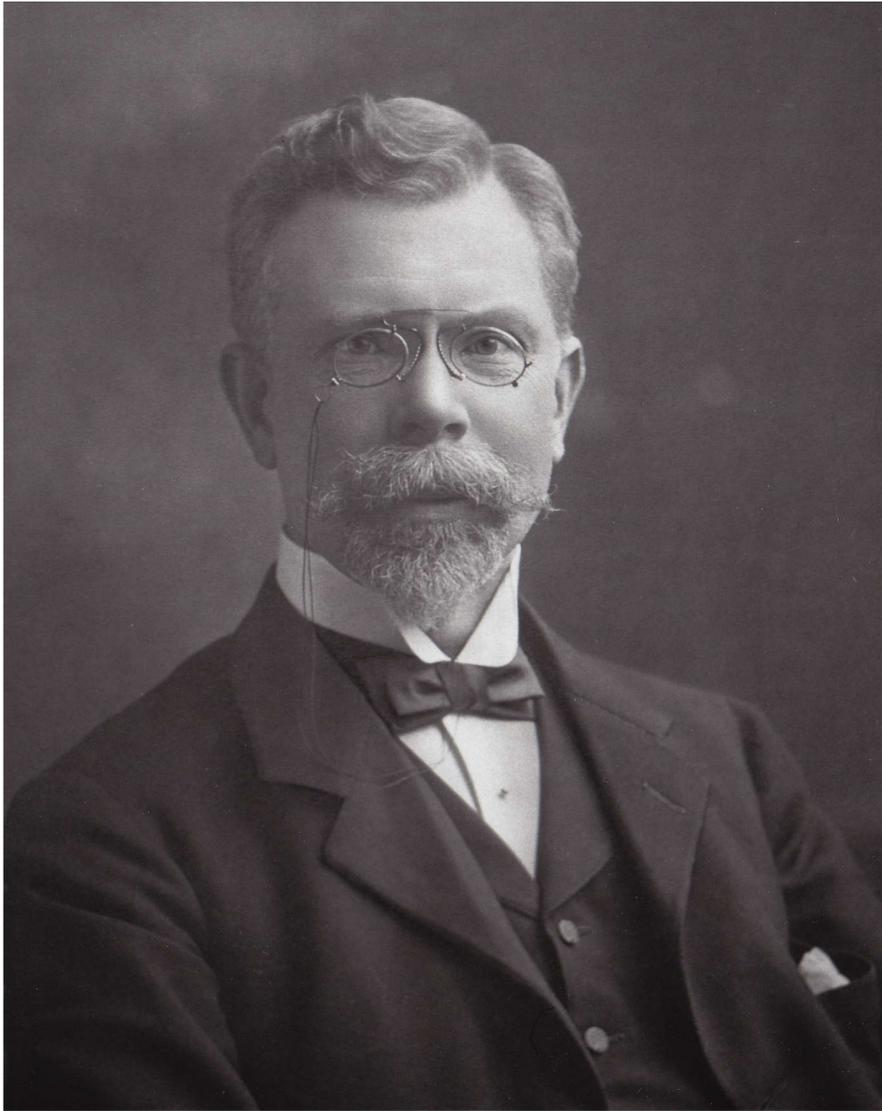
(26) links Contrescarpe Nr. 116: Familie Schellhass (bis 1850 Hermann  
 Rösing) rechts Nr. 115: Familie Segnitz (rechts abknickend: Nr. 114/113,  
 Magdas Elternhaus. Zustand um 1880. 1890 bedeutend erweitert,  
 siehe Bild Nr. 38.)



*(27) Bremen, Knochenhauerstraße, das 1880 errichtete Geschäftshaus von Melchers & Co.*



*(28) Bremen von der Eisenbahnbrücke aus (um 1920) links die Speicher von Melchers & Co. (an der ‚Großen Straße‘), daneben (Bildmitte) der Turm der Ansgarii-Kirche*



*(28a) Adolph Segnitz (London) um 1905*